

Burg Rosenstein.

Eine schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rißel.

(Fortsetzung.)

Sohlend fiel ein dritter dem Sprecher in die Rede — es war der hünenhafte junge Ritter, den Haug von Rosenstein vorhin Kurt von Lautenburg genannt hatte. „Er soll nur nach dem Schwabenlande kommen, der Habsburger, und seine lange Nase in Dinge stecken, die ihn nichts scheren. Wir wollen ihm die Lust, ein neues Recht uns aufzuzwingen, schon verfallen. Mich juckt es in der Faust, in sein zusammengewürfelt Kriegsvolk zu fahren und es zu Paaren zu treiben.“

Die Prahlerei und die verächtliche Art, mit welcher der Sprecher den hochverehrten König erwähnte, trieben Heinz von Horn das Blut in die Wangen. Unwürdig und feige wäre er sich vorgelommen, wenn er hier geschwiegen hätte, deshalb erwiderte er rasch:

„Ihr wähnet, des Königs Mannen wären ein zusammengewürfelt Volk, Herr Ritter Kurt von Lautenburg? Da seid Ihr falsch belehrt! Die Blüte deutscher Ritterschaft folgt Herrn Rudolf auf seinen Heeresfahrten. Wer die zu Paaren treiben will, der sehe zu, daß aus dem Treiber nicht der Getriebene wird!“

„Gott's Tod — Ihr bläst in das Horn des Habsburgers?“ rief Kurt von

Lautenburg aufbrausend. „Und Ihr vermesset Euch, hierher in unseren Kreis zu kommen?“

„Ist es Vermessenheit, ein freies Wort zu sprechen? — Zu widerlegen das, was Irrtum ist?“ entgegnete Heinz fest. „Dies Recht laß ich mir von Euch, Herr Ritter, nicht verbieten!“

„Und wenn ich's dennoch Euch verbiete, was werdet Ihr dann tun?“ fragte Kurt von Lautenburg, indem er sich langsam erhob.

„Ich werde Euch lachen und den Rat Euch geben, Eure großen Worte nicht prahlend zu verschwenden!“

„Höll. und Teufel, das fordert Blut!“ schrie der Ritter Kurt von Lautenburg, firschrot vor Zorn, indem er sein Schwert zog und sich anschickte, um die Tafel zu eilen, aber die ihm zur Seite sitzenden Becher fielen ihm in die Arme, und Haug von Rosenstein rief, sich erhebend mit gebieterischer Stimme:

„Halt, Kurt von Lautenburg! Du alter Streithahn, mußt du zu jeder Stunde Handel suchen? In dieser Halle wird kein Schwert gezückt! So lange Heinz von Fürstenberg im Frieden der Burg Rosenstein verweilet, verwehre ich dir, ihm feindlich zu begegnen!“

Die Mahnung, Frieden zu halten, hätte vielleicht nichts gefruchtet, denn Ritter Kurt von Lautenburg suchte sich mit Gewalt aus den ihn umschlingenden Armen zu lösen, wenn sich in diesem Augenblicke nicht eine Seitentüre geöffnet hätte und Walburga von Rosenstein, begleitet von einer alten Dienerin, in die Halle getreten wäre. Ihre lichte Erscheinung wirkte offenbar achtungsgbietend auf die Männer, denn alle gaben die mehr oder weniger nachlässige Haltung auf, mit welcher sie um den Tisch saßen,

und neigten sich grüßend gegen die Jungfrau, vor allem Kurt von Lautenburg, der plötzlich seinen Großvergnügen zu haben schien und über dessen Antlitz es wie freudige Erregung flog. Sein Schwert in die Scheide stoßend, legte er mit einer unbeholfen gezierten Gebärde die Rechte auf die Brust und stammelte:

„Ihr kommt zu uns, holdsel'ge Burga? Seid hoch willkommen!“



Vom Kriegsschauplatz in Rußisch-Polen:

Eine deutsche Patrouille in Schafpelzen, die zugleich wärmen und die Truppen der Winterlandschaft anpassen.

Voll Sehnsucht hab' ich Eurer geharret.“

„Ich höre, daß ein Sänger Einklehr hielt,“ unterbrach die Jungfrau den Sprecher, indem sie ihn mit einem verächtlichen Blide maß, „und bin gekommen, mich an seinem Liebe zu erfreuen.“

Und einen auf dem Tisch stehenden gefüllten Becher ergreifend und sich an Heinz von Horn wendend, fuhr sie fort:

„Vergönnt mir, edler Sänger, daß ich Euch den Willkomm biete, wie es sich nach ritterlichem Brauche geziemt. Burg Rosenstein entbehrt der Herrin — drum ist es mein, der Schwester

„Acht, die schuldige Ehr' Euch zu erweisen!“ — Verwundert sahen Haug und Jörg von Rosenstein bei diesen Worten ihre Schwester an, und ersterer rief lachend:

„Ei, was der Tausend, Schwesterlein? Was ist denn in dich wildes Ding gefahren, daß du auf einmal so gestittet bist? Hast dich doch sonst gesperret und gewehret, den Gästen der Burg Rosenstein den Willkommstrunk zu bieten!“

„Darüber wollen wir nicht rechten, Haug!“ erwiderte die Angeredete, den Kopf halb nach dem Bruder wendend. „Du weißt, daß ich nur tue, was ich will!“

„Und wie's gerade deinen Launen paßt!“ warf ihr Bruder ein.

„Und dir tāt es wohl besser passen, Jörg, wenn ich mich willens in eure Launen fügte?“ klang es schlagfertig zurück. „Wenn jederzeit bereit ich wär', den wilden Genossen eurer Gelage zur Kurzweil und zum losen Spiel zu dienen? Dagegen wehret sich mein ganzes Selbst! Wer mir willkommen ist, dem biete ich den Willkommstrunk, und daß mir eure Spießgesellen nicht willkommen sind, das wißt ihr!“

„Straf mich Gott, das holdselige Jüngsterlein hat eine spitze Zunge!“ rief ein älterer Ritter mit weingerötetem Gesicht. „Die sagt es frei heraus, daß sie uns alle lieber vom Rücken sieht!“

„Hab nie daraus ein Hehl gemacht, Herr Hacho von Alsfingen, daß euer aller Gegenwart mir von je ein Greuel ist!“ versetzte die Jungfrau.

Mit funkelnden Augen erhob sich da der Hacho von Alsfingen Genannte und wendete sich an die beiden Burgherren:

„In solcher Art wird auf Burg Rosenstein dem Gast begegnet? Und Ihr bleibt ruhig und gelassen, Haug und Jörg — verbietet nicht der Höflichkeit das Wort?“

„Daß dich's nicht anfechten, alter Hacho!“ erwiderte Haug von Rosenstein achselzuckend. „Längst haben wir es aufgegeben, das lose Mundwerk dieser wilden Rase zu zügeln. Der Weiber Schmälen und Schelten darf dem rechten Mann nichts gelten! Wir wollen uns die frohe Laune nicht verderben lassen! Herr fahrender Sänger, singt uns ein Lied, doch lustig muß es sein!“

Heinz von Horn hatte indeß mit ritterlicher Verbeugung den Becher von dem Burgfräulein entgegengenommen und leerte ihn mit einem Zuge. Er befand sich in einer seltenen Gemüthsverfassung. Sein fast zum offenen Streit ausgearteter Wortwechsel mit dem Ritter Kurt von Lautenburg hatte ihn nicht minder erregt, wie der schönen Burga rücksichtslose Art, mit ihren Brüdern und deren Genossen zu verkehren. In heißem Bangen hatte er erwartet, daß die Jungfrau ihre freie und ungeschminkte Rede schwer büßen müsse, und war entschlossen gewesen, sie, selbst mit Gefahr seines Lebens, vor jeder Unbill zu schützen, und ertraumen mußte er darüber, daß Haug von Rosenstein seinem Unmut nur in bissigen Worten Luft machte. Fast kam es ihm vor, als würde von diesen rauen Gesellen stillschweigend eine gewisse geistige Überlegenheit der schönen Burga anerkannt, die ihnen Zurückhaltung auferlegte und sie verhinderte, ihren Groll an der Jungfrau auszulassen. Mochte dem aber sein wie ihm wollte — jedenfalls war die Stimmung in der Halle eine sehr gereizte, und kam es deshalb Heinz sehr gelegen, daß Haug von Rosenstein ihn zum Singen aufforderte. Das lenkte ab.

So ergriff er denn rasch die auf dem Seitentische liegende Harfe, rührte die Saiten und sagte mit gezwungener Laune:

„Ein lustig' Lied begehret Ihr, Herr Ritter? Wohl! so höret das Lied vom Ritter Kunz vom Reichenstein und seiner roten Nase. Und mit glöcklicher Stimme begann er zu singen:

„Dreihundert Gulden gāb' ich her,
Wenn rot nicht meine Nase wär!
So leuzte einst beim Weine
Der Kunz vom Reichensteine.“

Da trat sein Knappe Beit heran
Und sprach: Herr Ritter, hört mich an:
Ihr müßt bei guten Zeiten
Nach Mainz, dem goldnen, reiten!

Dort wohnt ein großer Medikus,
Des Wissens voll zum Abersluß;
Der kann gewiß Euch raten
Und helfen von dem Schaden!

Der Ritter gab dem gern Gehör,
Nahm einen Beutel Goldes schwer
Und rüstet sich, zu reisen
Zum Medikus, dem weisen.

Reigt früh und spät zu jeder Stund'
Die Nase nach des Bechers Grund —
Und hört nicht auf zu laufen,
Bis blau sie angelauten.“

Ein johlendes Beifallsgebrüll der Zuhörer übertönte die fröhliche Weise, die nach Schluß des Liedes den Saiten unter den Händen des Sängers entquoll.

In Mainz der hochgelahrte Mann
Sah sich des Ritters Nase an,
Schloß drauf mit großer Ruhe
Das Gold in seine Truhe.

Dann nickt' er mit dem weisen Haupt
Und sprach: Herr Ritter, Ihr erlaubt:
Das Rot von Eurem Rinken,
Das kommt vom vielen Trinken!

So sorgsam ich auch hin und her
Den Kaiser wäge — er liegt schwer;
Kein Salben und kein Streichen,
Kann eure Gurke bleiben.

Doch seid getrost und frohen Mut's,
Ein Mittel nenn' ich Euch, ein gut's,
Das wird nach Jahr und Tagen
Das Purpurrot verjagen.

„Straf mich Gott — das ist ein kernhaft Vieblein, wie ich selten eins gehöret!“ rief Jörg von Rosenstein lachend, indem er seinen Becher leerte, und sein Bruder Haug wendete sich an Hacho von Alsfingen und sagte:

„Das Vieblein ist auf dich gemünzt, alter Hacho! Kannst das selbe Mittel brauchen, wenn dir die Erberröthe deines Kolbens nicht mehr behagt!“

Wiederum erscholl brausendes Gelächter, und von allen Seiten hagelten anzügliche Bemerkungen auf Hacho von Alsfingen nieder, der gelassen seine allerdings mächtige purpurrote Nase streichelte und grölend mitsang, als mehrere der Ritter die letzten Verse des Liedes wiederholten.

Heinz freute sich, seinen Zweck erreicht und die gewitterschwüle Stimmung verscheucht zu haben. Er sah nach dem schönen Burgfräulein hinüber, das sich auf einem erhöhten Sitz im Hintergrund der Halle niedergelassen hatte, und begegnete einem verständnisvollen Blick, aber es schien ihm auch, als ob sich in den Mienen Walburgas etwas wie Enttäuschung ausprägte. Und bestätigt wurde ihm diese Annahme, als die Jungfrau sich jetzt erhob und auf ihn zutretend leise, so daß es die lärmenden Zecher nicht verstehen konnten, sagte:

„Ein Sang von solcher Art mag wohl den Gästen hier behagen, und flug habt Ihr daran getan, den allgemeinen Frohmut zu erwecken. Doch ich begehre andere Weisen, die Hohes, Edles künden und das Herz erheben. Singt mir ein Lied, Herr Ritter!“

Der wohlklingende Klang der Stimme und der warme Blick, welcher die Worte begleitete, wirkten wieder wie am gestrigen Abend auf den Jüngling wie bestrickender Zauber. Sich tief verneigend, griff er wieder zur Harfe, ließ eine feierliche Weise erklingen und wartete, bis der Lärm der Zechenden sich gelegt hatte. Dann rief er mit schallender Stimme:

„Der holden Jungfrau, die den Willkommstrunk mir bot, weih' ich mein zweites Lied!“

„Als fahrender Sänger durchzog ich Ein Wundergebiß, das dem Himmel

das Land,
Durch Wälder und lachende Auen, Vom Schöpfer zur Liebe eronnen,
Von jugendlich stürmischer Sehnsucht Des Wesen mit Zauber das Herz dir

entbrannt,
Das Schönste auf Erden zu schauen. Zu seligsten Freuden und Wonne.

An ragender Berge erhabener Pracht, Da ritt ich, von zehrender Sehnsucht

Am Farbenslang blühender Heiden, erfüllt,
An sprudelnden Bässern aus fessigem Durch Wälder und blumige Auen —

Schacht, Die Krone der Schöpfung, das

Bermocht' ich das Auge zu weiden. Wundergebiß,

Gar oft hat Entzücken die Brust mir Aus himmlischen Höhen zu schauen.

geschwellt, Zeigt hat den Weg mir ein freund-

Die Seele zur Andacht erhoben — lich Gesicht,

Dann griff ich zur Harfe, den Meister Zum Felsen, von Rosen umwunden;

der Welt, Dort hab' ich, berauschet vom seligsten

Den Schöpfer der Wunder zu loben. Blick,

Doch deucht' es mich stets dann, als Die Krone der Schöpfung gefunden.

raunten mir zu, Ihr weih' ich mein Herze, mein irdi-

Die Saiten mit flüsterndem Wehen: sches Sein; —

Noch immer nicht hast das Erhabenste Des Sanges erhabenste Weise

du, Erklinge der Jungfrau vom rosigem

Die Krone der Schöpfung gesehen. Stein,

Der Schönsten auf Erden zum Preise!“

Der bestrickende Zauber, den die Gegenwart der schönen Walburga von Rosenstein auf ihn ausübte, hatte Heinz von Horn seine Umgebung vergessen lassen. Hingerissen von seinem heißen Empfinden hatte er dieses im Liede offenbart, ohne zu bedenken, daß sein leidenschaftliches Geständnis von den Brüdern der Angebeteten und den rohen Zechern übel vermerkt werden könnte. Im Anblick der leicht erröthenden und seinem Auge mit einem verächtlichen Lächeln begegnenden Jungfrau achtete er auch nicht darauf, daß nach Schluß seines Sanges kein Laut des Beifalls gesendet wurde und daß sich in den Mienen der beiden Brüder von Rosenstein unverhehlter Unmut ausdrückte — auch nicht, daß Kurt von Lautenburg ihm zornige Blicke zuwarf und seine Faust schwer auf den Eichentisch fallen ließ. Erst als dieser, zu den Burgherren gewendet, zornig rief:

„Ihr duldet solche Redheit, Haug und Jörg, von diesem fremden Fant? Mit offenen Worten erklärt er der wilden Burga seines Herzens Liebe und eure Schwester lachelt ihm huldvoll zu, als wenn ihr —“

Da unterbrach Heinz in aufwallender Empörung den Sprecher mit den Worten: „Ihr wagt es, mich, den ritterlichen Gast, verächtlich einen fremden Fant zu nennen? Für diese Kränkung wird mein Schwert Euch Antwort geben! Heraus mit eurer Wehre, wenn Ihr kein Feigling seid!“

Er hatte sein Schwert gezogen und wartete darauf, daß sein Beleidiger ihm entgegentrete, der mit wildem Lachen von seinem Sitze emporgefahren war. Doch Haug von Rosenstein rief mit donnernder Stimme in den sich erhebenden Tumult hinein:

„Gernach, Herr Heinz von Fürstenberg! In dieser Halle wird kein Schwert gezückt, sonst seid Ihr frieblos hier in diesen Mauern!“

„Ihr duldet, daß man mich, den Gast, verschmäht, Herr Ritter, und nehmet mir das Recht, die ritterliche Ehre mir zu wahren?“ fragte Heinz mit flammenden Augen entgegen. „Wird so das Recht des Gastes auf Burg Rosenstein geachtet?“

„Ihr habt das Recht des Gastes selbst verletzt mit Eurem Sange — mit der zur Schau getragenen Liebesleidenschaft für diese dort, auf die Herr Kurt von Lauterburg ein älteres Recht besitzt!“

„Halt, Bruder Haug, du läst!“ fiel hier Walburga ein, die von ihrem Sitze herabgestiegen war. „Kein älteres Recht besitzt der Ritter Kurt von Lauterburg, und wird auch niemals Rechte auf mich haben!“

„Schweigst, wenn Männer reden!“ fuhr Haug die Schwester an.

„Ich schweige nicht!“ fuhr diese mit erhobener Stimme fort. „Von dir laß ich mir nicht die Rede wehren! Ja — rolle grimmig nur die Augen — balle drohend die Faust — mich zwingst du nicht zu slavischem Gehorchen!“

Es war, als wenn die lobenden Blide der Sprecherin eine bannende Gewalt auf den Bruder ausübten, denn der herrische Ausbruch auf seinem Gesichte verschwand, und in bedeutend gemäßigterem Tone sagte er:

„Kannst du es leugnen, daß der Gast mit seinem Sange die Grenzen dessen, was sich geziemet, überschritt?“

„Du sprichst von dem, was sich geziemet, Haug? Was sich geziemet auf Burg Rosenstein, wo täglich — stündlich dem, was sich geziemet, von euch und euren wilden Bechgenossen Hohn gesprochen wird? Zum Lachen regest du mich an, du strenger Sittenrichter! Ja — ich leugne, daß der Sänger sich vergaß! Frei darf dem Mund des Gottbegnadeten das Lied entquellen — frei wie im Hain der lieben Vöglein Sang! Das Maß des Niedrigen und des Gemeinen, das lege man nicht an des Sängers Lied!“

Mit ärgerlichem Kopfschütteln wendete sich Haug von Rosenstein ab; da ergriff sein Bruder Jörg das Wort, indem er drohend auf die Schwester zutrat: „Ich aber sage dir, bezähme deine Zunge! Magst du dem Haug mit deinen ausgestochenen Neben den Kopf verwirren — mir verwirrst du ihn nicht! Hinaus mit dir — hier ist kein Platz für Weiber!“

Einen hoheitsvollen Blick warf die Jungfrau auf den mit der Rechten nach dem Ausgang des Saales Deutenden und erwiderte:

„Unnebelt dir der Wein die Sinne, Jörg, daß du es wagst, mir also zu begegnen?“

„Hinaus mit dir, sonst brauche ich Gewalt!“ brüllte der Halbtrunkene und wollte die Schwester am Arm ergreifen, da trat die alte Dienerin, welche mit Walburga gekommen war, ihm plötzlich entgegen und rief mit keifender Stimme:

„Wollt Ihr die Schwester wohl in Frieden lassen, Ritter Jörg! Solang' ich einen Finger heben kann, sollt Ihr sie nicht mit Eurer rauhen Faust berühren!“

Mit vorgestreckten Armen wie ein zum Sprung bereites Raubtier stand die häßliche Alte dem Ritter gegenüber, so daß dieser unwillkürlich einen Schritt zurücktrat, was die Becher am Tische zu einem brüllenden Gelächter veranlaßte.

„Soll ich die gift'ge Zunge dir aus dem wilsten Rachen reißen, du alte Bettel!“ schrie Ritter Jörg sinnlos vor Zorn, indem er wieder vortrat; da stellte sich ihm seine Schwester entgegen und sagte mit erhobener Stimme:

„Gewalt willst du gebrauchen, gegen mich, die Herrentrechte hat auf Rosenstein — das gleiche Recht wie du? Wag' es, Gewalt zu brauchen, dann ru' ich alle Welt zur Hilfe an. Auch diese, deine wilden Bechgenossen! Sie werden nicht so entartet sein, der Tochter des Hans Rosenstein den Schutz zu weigern!“

Die fieberhafte Spannung, welche sich des jungen Heinz von Horn während des erregten Wortwechsels bemächtigt hatte, in der er versucht gewesen war, mit Wort und Tat für die Jungfrau einzutreten, löste sich jetzt, als aus dem Kreise der Becher laute Zurufe ertönten: „Die wilde Burga steht in meinem Schutz! Laß ab, Jörg Rosenstein! Wag es nicht, sie anzutasten! Sie hat das gleiche Recht wie Ihr in diesen Mauern!“

So schrie es wirt durcheinander, und wieder erhob sich schallendes Gelächter, als der alte Hacho von Alsfingen mit größtender Stimme rief:

„Eher laß ich mich in tausend Stück hauen, als daß ich zuseh', wie dem Kleinod meines Herzens nur ein Paar gekrümmt wird!“

Jörg von Rosenstein schien zur Besinnung zu kommen. Einen grimmigen Blick auf die Becher werfend, ließ er sich wieder auf seinem Sitze nieder, indes Walburga mit hochgehobenem Haupte, gefolgt von der alten Dienerin, die Halle verließ.

5. Ein Zweikampf.

Eine getaunte Welle herrschte Schweigen in dem Saale. Müßig neigten die Becher die Köpfe gegeneinander und sahen schen nach den beiden Verkündern von Rosenstein, die verdrossen in

ihre Becher starrten. Heinz von Horn war an die Eingangspforte der Halle getreten und sah in den Burghof hinaus, auf dessen hinterer, mit Gras bewachsener Fläche mehrere Reizige ihre Rosse sammelten. Alle Fibern seines Innern zitterten vor Erregung. Er begriff, daß es ein Wagnis gewesen war, auf Burg Rosenstein Einkehr zu halten, denn wenn auch Haug von Rosenstein sich noch einen Rest ritterlicher Sinnesart bewahrt und ihn, den Gast bis jetzt geschützt hatte, so war es doch sehr fraglich, ob der Burgherr ihm diesen Schutz auch jetzt noch angedeihen ließ, nachdem er mit seinem Liebe den Zwist zwischen den Geschwistern hervorgerufen hatte. Von seinem leidenschaftlichen Empfinden für die schöne Walburga hingerissen, hatte er sich sowohl bei den Herren der Feste wie auch bei den wilden Genossen derselben mißliebig gemacht und mußte erwarten, daß man ihm feindselig begegnete. Nun — er war auf alles gefaßt und wollte sich seiner Haut wehren. Das Bewußtsein seiner Kraft und seiner Geschicklichkeit in der Führung der Waffen erfüllten ihn mit einer wilden Entschlossenheit, und furchtlos sah er dem Kommenden entgegen.

Früher, als er geglaubt hatte, sollte sich sein Vermuten bestätigen. Das hinter ihm in der Halle herrschende Schweigen wurde jetzt von der Stimme des Ritters Kurt von Lauterburg unterbrochen, der den Burgherren zurief:

„An allem diesem ist der Fahrende schuld! Den Frieden, den ihr ihm auf Burg Rosenstein zugesichert habt, hat er mit seinem dreisten Sang verwirkt! Laßt seinen Klepper aus dem Stalle ziehen und weist ihn hinaus! Will ihm Gefolgschaft leisten bis zum Wiesenplan im Talesgrund — dort soll er sich mir stellen, wenn es ihm nicht an Mut gebricht! Zur Hölle schid' ich ihn —“

Da unterbrach Heinz, in jähem Zorne emporflammend, den Sprecher: „Großmäuliger Wicht — Ihr unterfanget Euch, an meinem Mut zu zweifeln? Zeigt durch die Tat, doch nicht mit prahlerischen Worten, daß Ihr dem ritterlichen Gast, den Ihr verächtlich einen Fahrenden nennt, im Waffenspiel gewachsen seid! Ist es verwehrt, in dieser Halle das Schwert zu ziehen — wohl, so folget mir hinaus ins Freie!“

Etwas wie Verblüffung malte sich in den Zügen des also Herausgeforderten, doch gleich darauf stieß er wütend hervor:

„Gelüstet's Euch so früh ins Gras zu beißen? Wohl — das Begehren will ich Euch erfüllen — hinaus zum Streit!“

Mit ihm erhoben sich sämtliche Anwesende von ihren Sätzen und schidten sich an, nach dem Burghof zu gehen, doch Haug von Rosenstein gebot Ruhe und wendete sich an Heinz:

„Aus eignem, freien Willen fordert Ihr den Ritter Kurt von Lauterburg zum Kampfe, und Ihr verschmäht es, auf den Frieden Euch zu berufen, den wir, die Ritter Haug und Jörg von Rosenstein, Euch hier gewährten?“

„Von jeder Pflicht entbind' ich Euch, Herr Ritter, bis nach dem Waffengang! Besieh' ich ihn als Sieger — wohl — dann steh' ich wieder, wenn es Euch genehm ist, im Frieden Eurer Feste!“

Ein zweifelndes Lächeln spielte um den Mund des Rosensteiners, als er erwiderte:

„Ob lebend oder tot Ihr auf Burg Rosenstein verweilet — Ihr steht in ihrem Frieden, bei meinem ritterlichen Wort, wenn Ihr nicht selbst durch Wort und That dieses Recht verwirkt!“

„Wird's bald, Herr fahrender Sänger?“ schrie da Kurt von Lauterburg herüber, der sich dem Ausgang schon genähert hatte. „Macht es kurz! Wollt Ihr dem Haug noch Eure Sünden beichten, weil auf dem Rosenstein kein Geistlicher haust?“

Heinz schritt dem Ausgange zu, hinab in den Hof, gefolgt von sämtlichen Ritters, die lärmend ihre Meinungen über den voraussichtlichen Ausgang des Zweikampfes austauschten.

„Zehn Goldgülden wett' ich gegen einen Heller, daß ihm der Kurt beim ersten Gang den Schädel spaltet! — Mich dauert seine Jugend, aber es geschieht ihm recht! Warum ist er so fed, mit einem unsrer Runde anzubinden! — Kann heute noch den lieben Englein droben im Himmel seine Lieblein singen, denn sicher hat sein letztes Stündlein geschlagen — dem Kurt von Lauterburg hält keiner stand!“

So hörte Heinz hinter sich sagen, aber kein Bangen ergriff ihn. Mochte sein riesenhafter Gegner auch ein gewaltiger Kämpfer sein — er hatte schon mehr wie einem Feinde gegenüber gestanden, der für unüberwindlich galt und hatte ihn besiegt. Unerschütterlich vertraute er auf seine Kraft und auf die Hilfe Gottes.

(Fortsetzung folgt.)

Vor der Schlacht.

Skizze von Paul Blis. (Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 1870 am Abend des 18. August. Nahezu zehn Stunden waren sie unterwegs gewesen, mit kaum nennenswerten Unterbrechungen. Mannschaften und Tiere waren gleich hinfällig, und als sie nun ihr Ziel, das Schloß Pierre Du-

bochets, das an der Chaussee nach Bionville lag, erreicht hatten, da ging es wie ein Aufatmen durch die ganze Schwadron: Gott sei Dank! Sie saßen ab und brachten die Tiere, so gut es ging, zur Ruhe.

Es war ein köstlicher Abend. Die Sonne war bereits gesunken, aber der ganze Horizont flammte in purpurner Leuchte, und es war so heiß, als spüre man noch jetzt die segenspendenden Strahlen der Sonne.

Nachdem die Mannschaft abgelocht und das einfache Mahl — seit zehn Stunden die erste Nahrung — verzehrt hatte, lagerte sich alles an den Nachtfeuern, um kurz zu schlummern und Stärkung zu suchen für den nächsten Tag, für den Tag, von dem jeder der hier Schlummernden es dunkel ahnte, daß er heiß und blutig werden würde, denn man erwartete eine Schlacht.

Bei den meisten dieser jungen Soldaten forderte die Natur ihr Recht, fast alle entschlummerten sie bald. Einer aber lag da und wartete vergeblich auf den Schlaf. Der Gefreite Franz Schwarz hüllte sich fest in seinen Mantel; lang ausgestreckt lag er da, grub den Kopf ins Stroh und versuchte es immer wie-



Frankreichs neue Felduniform: Vorderansicht. (Mit Text.)

der und wieder, die Gedanken zu verscheuchen, die Gedanken, die ihn den Schlaf nicht finden ließen. Aber umsonst war alles; trotz seiner großen Müdigkeit fand er keine Ruhe, keine milde Wohlthat des Vergessens, keinen Schlummer, nach dem er so sehnend lechzte. Die Nacht brach herein, eine wundervolle, mondhelle Sommer-

Ruhe nach der Schlacht in einem Schützengraben bei Datchmen.

Starke russische Angriffe sind abgeklungen; die Posten, die alle zehn Schritte aufgestellt sind, halten scharfe Wacht.

Stille russische Angriffe sind abgeklungen; die Posten, die alle zehn Schritte aufgestellt sind, halten scharfe Wacht.

Aber umsonst war alles; trotz seiner großen Müdigkeit fand er keine Ruhe, keine milde Wohlthat des Vergessens, keinen Schlummer, nach dem er so sehnend lechzte.

Die Nacht brach herein, eine wundervolle, mondhelle Sommer-

sagt. Langsam, aber quälend sicher, schlichen die grauenhaften Gedanken zu ihm heran und umwebten ihm das Hirn, ein Frösteln überlief ihn, so daß er den Mantel fester an sich zog, er wühlte den Kopf in das Stroh, das ihm als Lager diente, aber umsonst, die Angst wurde immer größer.

Endlich ertrug er es nicht mehr. Er stand auf, zog den Mantel an und schlich sich zu der Postenkette. Er hatte dort einen Freund und Landsmann stehen, zu dem ging er.

Als der ihn kommen sah, blinnte er erstaunt und rief: „Nanu, weshalb schläfst du denn nicht?“



Ein sächsischer Hornist.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. und II. Klasse. (Mit Text.)

„Ich kann nicht,“ erwiderte Franz zitternd, „ich will bei dir bleiben.“

Der andere schüttelte erstaunt den Kopf, sagte aber nichts. — Sie zündeten sich die Pfeifen an, standen sich gegenüber und brüteten dann dumpf vor sich hin, keiner sprach ein Wort.

Nach einer Weile fragte der Posten: „Hast du Nachricht von Hause?“

Stumm verneinte Franz.

Wieder ein minutenlanges Schweigen. Endlich fragte er wieder: „Was ist dir, Franz, hast du etwas, was dich bedrückt? Dann vertraue dich mir an.“

In diesem Augenblick hörte Franz, wie einer der nächstehenden Posten das Liedchen summt: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod.“

Und da griff er nach der Hand des Freundes und rief mit zitternder Stimme: „Karl, wenn ich morgen falle, dann ...“



Österreichisch-ungarische Kavalleriepatrouille bei Starchee gibt eine Meldung durch Lichtsignale weiter.

Photographie Klopphot. G. m. b. H., Wien.



Waffenbrüder — deutsche, österreichische und ungarische Verwundete in einem ungarischen Lazarett.

Weiter kam er nicht, denn die Angst schnürte ihm die Kehle zu. „Unsinn!“ rief der Freund, „weshalb solltest denn gerade du fallen? Red' dir doch nichts ein, Mensch! Die Rothosen können ja alle nicht schießen.“

„Ich fühl's ganz deutlich, daß ich fallen werde,“ entgegnete er mit bleichem Gesicht.

„Verrückt bist du, Mensch! Hast wohl gar schon Furcht, was?“ Stumm nickte Franz nur.

Da lachte Karl laut und herzlich auf: „Und du willst ein Preuße sein, Schwächling, du! Da, hier hast du einen herzhaften Schnaps, reines Nordlicht, danach wird dir wieder besser werden.“

Franz nahm die Flasche und

daheim heut auch so ein schöner Tag anbricht, dann fahren sie die vollen Garben in die Scheune und dann regt sich alles, was zu Hause ist, alles muß mit heran, alles schafft bis in die sinkende Nacht, um die goldene Frucht unter Dach und Fach zu bringen, und zum ersten Male, so lange er lebt, kann er heute nicht mit dabei sein, und wer weiß, vielleicht wird er es nie mehr können, vielleicht werden sie ihn hier einscharren, hier, fern von der geliebten Heimat, hier in Feindesland... ein paar dicke Tränen fielen auf seine Waden herab und zum Sterben weh wird's ihm ums Herz.

Plötzlich ertönte ein Signal. Die Hilfstruppen, die man er-



v. Schjerner,
Generalarzt der deutschen Armee.



Frankreichs neue Felduniform:
Rückansicht. (Mit Text.)

tat einen tiefen Zug daraus, ihm wurde wirklich besser, er fühlte ordentlich, wie ihm die Wärme durch den Körper rieselte. — Dann ging er zurück ins Lager und legte sich wieder nieder, um vielleicht jetzt den ersehnten Schlaf zu finden. Und wirklich, nach fünf Minuten schlief er ein. Aber entsetzliche Träume quälten ihn. Er sah, wie der Gegner sie überfiel, wie die wütenden Franzosen ein grauenvolles Blutbad anrichteten, er sah sich verstümmelt als Krüppel daliegen und sah die



Schreden des Krieges: Zusammengeschossene französische Batterie. Phot. Schlesich-Ströblein, Frankfurt a. M.

wartete, rüdten an. Nun kam Leben ins Lager. Im Nu war alles auf den Beinen. Und von dem Augenblick an war er wie umgewandelt: er sah, wie jeder der anderen auf dem Plage war, und nun wollte er nicht hintenanstehen, die Macht des großen Augenblicks riß ihn mit fort.

Nichts mehr von Angst und Furcht war da. Es schien, als habe der neue Tag mit seinem neuen Sonnenschein einen neuen Menschen aus ihm gemacht. Mit einer wahren Hast betrieb er seine Vorbereitungen: es war, als könne er kaum die Zeit erwarten, bis sie ins Treffen kämen. Aus der Angst von gestern war nun ein froher Mut geworden, alles was Kraft und Jugend und Wollen in ihm war, bäumte sich auf, er schämte sich des kleinlichen Gefühls von gestern und lechzte nur danach, seine Kraft zu erproben.

Seine Aufregung war so gewaltig, daß er kaum die Zeit erwarten konnte, bis er ins Feuer kam. Und als dann das Signal zum Angriff ertönte, sprengte er todesmutig ins Gefecht hinein.

Etwas für dicke Leute.

Wie beim Tiere, so bildet auch beim Menschen das Fett einen unentbehrlichen Bestandteil seines Körpers. Es durchsetzt die Muskeln, indem es sich zwischen deren Fasern einlagert. Es bettet innere Organe (z. B. die Nieren) in eine weiche Umhüllung und bewahrt sie vor Beschädigungen, die durch mechanische Einflüsse von außen auf sie wirken können. Dem gleichen Zwecke dient der Hauptbestandteil unseres Körperfettes, das sich im Unterhautzellgewebe unter unserer Lederhaut ablagert. Diese Fetthaut ist in einer (normalen) Stärke von durchschnittlich vier bis neun Millimeter fast über die gesamte Oberfläche unseres Körpers verbreitet und bewirkt die Beweglichkeit (Verschiebbarkeit) der über ihr liegenden beiden Hautschichten. Da, wo sie direkt die größeren Knochen bedeckt, z. B. am Kopf, ist sie nicht so dick als über den Muskeln. Als schlechtem Wärmeleiter kommt dem Fett auch noch eine wärmende Eigenschaft zu insofern, als es in der Fetthaut die Körperwärme zusammenhält, ihre Ausstrahlung erschwert. Das Fett unseres Körpers hat auch noch einen dritten Zweck zu erfüllen. Es dient als Vorrat für schlechte Zeiten. Ist nämlich der Mensch durch irgendwelche widrige Umstände einmal gezwungen, einige Zeit ohne Nahrung zuzubringen, so wird er nicht gleich an diesem Mangel zugrunde gehen; denn er kann dann buchstäblich „von seinem eigenen Fette zehren“, was natürlich sofort eine nicht unerhebliche Abmagerung verursacht. Endlich soll das Fett unserm Körper dazu dienen, seine Formen abzurunden und ihm durch mäßige Polsterung ein angenehmes Aussehen zu verschaffen. Beim Weibe tritt dieser Zweck noch sichtbarer zutage als beim Manne, und während hier der normale Fettgehalt etwa den zwanzigsten Teil des Gesamtkörpergewichtes ausmacht, bildet es dort ungefähr den sechzehnten Teil.

Aber wie es Menschen gibt, die uns durch ihre übermäßige Magerkeit als unschön auffallen, so finden wir — und das wohl noch viel häufiger — Menschen, die so viel Fett mit sich herum-schleppen müssen, daß dies oft vierzig und noch mehr Prozent ihres Körpergewichtes ausmacht. Beides ist aber unnatürlich und gefährlich. Zwar gibt es bei den verschiedenen Völkern über die Ideale in bezug auf Schönheit der Körperformen weit auseinandergehende Ansichten. So wird — um nur ein Beispiel anzuführen — der Türke die künstlich erzeugten Fettpolster einer Pottentotti, die in ihrem Heimatlande wegen ihrer edlen Formen außerordentlich hoch geschätzt wird, nicht gerade schön finden, während ihm die beliebte, ebenfalls mit Absicht herbeigeführte Korpulenz seiner Frauen nicht unangenehm ist. Letztere wiederum ist für den Geschmack eines Mitteleuropäers etwas Außergewöhnliches, er begnügt sich bescheiden mit der Körpersfülle, wie es unsere Männer im mittleren Lebensalter und unsere Frauen nach der glücklich überstandenen Zeit ihrer kritischen Jahre mit Vorliebe aufweisen. Diese Wohlbeleibtheit, die sich allmählich einstellt, ist etwas Natürliches und Unschädliches, doch nur so lange, als sie den Körper nicht unschön und unbeholfen macht und ihm nicht besondere Beschwerden verursacht. Wenn aber die Fetthaut stellenweise (Schmerbauch!) eine Stärke von 4–8 und noch mehr Zentimeter überschreitet, wenn dementsprechend auch die inneren Organe, Herz, Leber usw. verfatzen, so spricht man von Fettleibigkeit und Fettsucht.

Worin hat diese Fettleibigkeit ihren Grund? Man hat nicht mit Unrecht unsern Körper mit einer Dampfmaschine verglichen. So wie man einer solchen, falls sie in Tätigkeit ist, fortwährend neue Brennstoffe zuführen muß, so ist auch unser Körper auf die Zufuhr von Brennstoffen angewiesen, um die nötige Wärme erzeugen zu können. Dieses Brennmaterial besteht in der Hauptsache aus Kohlenstoff, dort aus Steinkohle, hier aus Kohlehydraten, nämlich aus Stärkemehl, Gummi und Zucker, außerdem aus tierischen und pflanzlichen Fetten und aus — Alkohol. Je tätiger

nun unsere Körpermaschine ist, d. h. je mehr Arbeit — körperliche und geistige — und je mehr Bewegung der Mensch hat, desto mehr müssen ihm auch diese wärmebildenden Nährmittel verabreicht werden. Daraus folgt ohne weiteres, daß sich eine gewisse Menge von Brennvorrat bei allen denen aufspeichern muß, die zu wenig Bewegung haben, oder die relativ zu viel Nährstoffe in Gestalt von Kohlehydraten oder Fetten zu sich nehmen. Dieser Vorrat setzt sich in Gestalt von Fett an. — Vorzugsweise zum Aufbau unseres Körpers dienen die stickstoffhaltigen Nahrungsstoffe oder die Eiweißsubstanzen. Wenn auch nachgewiesen ist, daß sich auch aus diesen eiweißhaltigen Nährmitteln — besonders wenn von ihnen mehr genossen werden, als der Körper zu seinem Aufbau und zu seiner Erneuerung nötig hat — Fette bilden können, so muß doch dabei betont werden, daß hierzu der gleichzeitige Genuß obengenannter Kohlehydrate, die die Abspaltung der Fette aus den Eiweißstoffen erst ermöglichen, notwendig ist. Daher kommt es auch, daß die Tiere, die von reiner Pflanzennahrung oder von gemischter Kost leben, bedeutend mehr Fett in ihrem Körper ablagern als die Fleischesser. — Es wäre aber nun vollständig verfehlt, aus dieser Tatsache nun etwa folgern zu wollen, man müsse, um übermäßigen Fettsatz zu vermeiden, ausschließlich oder doch zum größten Teile Fleischnahrung zu sich nehmen. Diesem würde schon die Einrichtung unseres Verdauungsapparates widersprechen.

Alkoholhaltige Getränke, besonders Bier, führen dem Körper einen — wenn auch recht teuren — Überschuß an Kohlenwasserstoffen zu; denn derartige Nährmittel lassen in uns kein Gefühl der Sättigung aufkommen, nehmen uns also bezüglich einer geregelten Nahrungszufuhr jeden Maßstab. Ein Teil der Schuld an dem Schmerbauch der Biertrinker kommt auch auf die ungeheure Flüssigkeitsmenge, die dem Magen einverleibt wird. Darum neigen alle Leute, die während des Essens viel trinken, zur Fettleibigkeit.

Abgesehen von der Unschönheit eines Fettleibigen und von einer gewissen Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit, leidet er vielfach an Beschwerden, die gar nicht so selten den Tod herbeiführen. Am bekanntesten ist die Neigung zum Gehirnschlag, die zum Teil auf Verengung einer Arterienartung zu sehen ist. Zuckerkrankheit, Furunkulose und Gicht kann man bei Fettleibigen häufig beobachten. Als kleinere Übel gelten Muskelschwäche, Kreuzschmerzen und Trägheit im Denken und Handeln. Die Entartung der Leber und die Verfatzung des Darmkanals verursachen Verdauungsbeschwerden: Aufstoßen, Appetitmangel, Verstopfung, Hämorrhoidalbeschwerden und — damit zusammenhängend — Kopfschmerz. Die Herzverfatzung verursacht Kurzatmigkeit und Beklemmung, Herzklopfen und Schwindelanfälle. Den Krankheiten, besonders solchen, die mit Fieber einhergehen, unterliegt der Fettleibige weit leichter und schneller, als der normal gebaute Mensch. Besonders unangenehm macht sich diese Erscheinung bei fetten Kindern bemerkbar, und es ist nicht leicht zu begreifen, daß manche Mütter einen gewissen Stolz darin zeigen, ihre Säuglinge durch recht falsche Ernährungsweise zu wahren Fettklumpen zu erziehen.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß bei manchen Menschen die Anlage zu einer starken Fettentwicklung ererbt ist, so kann man die drohende Fettsucht doch stets durch eine geregelte Lebensweise vermeiden, die schon bestehende aber zum Verschwinden bringen. Denn wir kennen ja ihre Ursachen. Wer zu starkem Fettsatz neigt, muß stets eine geregelte Diät streng innehalten. Da alle Nährmittel, die Stärke, Fett, Gummi, Zucker und Alkohol enthalten, Fettsünder sind, dürfen sie nur in beschränktem Maße dem Körper zugeführt werden. Zu vermeiden sind zunächst alle Mehlspeisen und Kuchen; sie enthalten die hauptsächlichsten Fettsünder, nämlich Stärkemehl, Zucker und Fett zugleich. Kartoffeln und Brot, besonders Weißbrot, sind nur zum mäßigen Genuß zuzulassen. Von den Gemüsen muß man die zuckerreichen meiden, also Mohrrüben, junge Erbsen und dergleichen. Hülsenfrüchte sind, weil mehlig, verboten, ebenso Reis, Hirse, Buchweizen, auch Graupen, Hafer- und Buchweizengrüße und ähnliche Präparate, Sago, Nudeln usw. Fetttes Fleisch von Schweinen und Hammeln, von der Gans und Ente dürfen nicht genossen werden. Einschränkung muß man den Genuß des süßen Obstes, man nehme also Süßkirschen, Birnen, Weintrauben, Nüsse, Datteln und Feigen nur in ganz mäßigen Mengen zu sich. Außerdem enthalte man sich aber aller alkoholhaltigen Getränke und genieße keine Flüssigkeiten kurz vor oder auch während des Essens, da die meisten von ihnen eine appetitanregende Wirkung haben.

Erlaubt ist mageres Fleisch vom Rind, Kalb und Wild, vom Huhn und Fisch. Doch nur mäßig genossen ist solches einer normalen Entwicklung unseres Körpers förderlich. Eier und Milch, auch Butter, dürfen, wenn man sie nicht einbreiten kann oder will, ebenfalls nur in kleinen Mengen unserm Magen dargeboten werden. Besonders zu empfehlen ist aber der reichliche Genuß der grünen Gemüse (mit Ausschluß der obengenannten zucker-

haltigen). Sie enthalten viel für unsern Körperaufbau nicht verwertbare Zellulose, können daher zur völligen Sättigung dienen, ohne dabei unsern Körper mit eigentlichen Nährstoffen zu überladen. Ihr Gehalt an Nährsalzen wirkt — falls sie richtig zubereitet wurden — äußerst günstig auf die Blutbildung und den gesamten Stoffwechsel. Auch empfiehlt es sich, säuerliches Obst in größeren Mengen zu genießen.

Von großer Bedeutung und nicht zu unterschätzendem Einflusse auf eine geringe Fettbildung unseres Körpers ist auch die Bewegung. Der zur Fettsucht Neigende muß sich solche entschieden reichlich verschaffen, sei es durch Ausübung von Sport allerlei Art oder auf irgendeine andere Weise. Die sitzende Lebensweise in der Luft des Zimmers ist vom Übel, ebenso der so beliebte Mittagsschlaf. Überhaupt genügt es, wenn ein solcher Mensch nur fünf bis sechs Stunden der Nachtruhe pflegt. Freilich gehört zur Durchführung der Vorschriften über Bewegung und Diät eine große Willenskraft, die gerade dem wohlbeleibten Phlegmatiker oft fehlt.

Vor dem Gebrauche von Entfettungsmitteln ist ganz entschieden zu warnen, und würden sie in den Zeitungen auch noch so sehr angepriesen. Meist zielen sie darauf hin, als Abführmittel drastischer Art eine Beschleunigung der Verdauungstätigkeit und dadurch eine verminderte Ausnutzung der Speisen zu bewirken. Die so wie so vorhandene Blutarmut wird durch die Anwendung derartiger Mittel gesteigert und die Beschaffenheit des Blutes selbst verschlechtert.

Auch besondere Diäten, wie die sogenannte Bantingsche Entfettungskur, sind zu widerraten; denn der vorgeschriebene reichliche Genuß mageren Fleisches und der oft übermäßig schnell sich steigende Fettverlust bewirken leicht allgemeine Mattigkeit, Herzklopfen, Ohnmachtsanfälle und Nervosität. — Wenn außerdem der betreffende Person nach Beendigung einer solchen Kur der Wille fehlt, ihre Diät nach der obengenannten Weise zu gestalten, so wird es gar nicht lange dauern, und der eingetretene Fettverlust wird bald reichlich wieder ausgeglichen sein.

Der durch viel Bewegung im Freien schon angeregte Stoffwechsel des menschlichen Körpers kann aber vorteilhaft gefördert werden durch intensive Lungenarbeit, daher ist häufiges Tiefatmen vorzunehmen. Wohn- und Schlafzimmer müssen fleißig — auch des Nachts — gelüftet werden. Auch gelegentliche Schwitzkuren und alle Morgen vorzunehmende kalte Abreibungen werden günstig auf eine Erhöhung des Stoffwechsels einwirken. S. S.

Plus der Franzosenzeit von 1809.

Ein Stammbuchblatt von M. Peer. (Nachdruck verb.)

Vor einigen Tagen kam mir das Stammbuch der Urgroßmutter in die Hände, von dessen Inhalt mir ein Blatt mit einer einfachen Zeichnung besonders auffiel. Es enthielt, in wenig Strichen angedeutet, einen Weg, von Bäumen eingefast, auf diesem, mit großer Sorgfalt gearbeitet, ein Wachtelhündchen und darunter stand: 1809 — Zur Erinnerung an den treuen Freund Charmanterl. Verwundert betrachtete ich das Blatt; wie kam der kleine vierbeinige Freund ins Stammbuch der Urgroßmutter? Als ich das Blatt umwandte, fand ich in der fein verschlungenen Schrift der Urgroßmutter vermerkt: „Es ist, als hätt' uns der Herr verlassen, wie selb'smal Sein auserwählt Volk, anjeho, wo wir das Jahr 1809 schreiben — ist keins des Heils; der Franzosenschreck ist über unser so schwer heimgesucht Land kommen — und arg hauset der Franzmann, allwo er hinkommt. Viel Schad an Geld und Gut hat er schon anricht' — möcht's ihm hingehn, aber Eins verzeih ich ihm nit, mein Charmanterl, der ist nimmer heil heimkommen von einem Gang; wann ich ihn nur überhaupt behalten kam — is nur gut, daß ihn der Reimprecht anhiero konterfeit hat.“

Nun wußte ich etwas von dem netten Tierchen, aber ich wollte gerne mehr erfahren; darüber gab mir das Tagebuch Aufschluß. Als die Franzosen in die Stadt kamen, wo die Urgroßmutter wohnte, wurde es den Insassen recht angst vor den fremden Gästen, und mit Recht, denn der kommandierende französische General, der seine Forderungen an Fournage und Kontributionsgeldern gestellt hatte, drohte, sich auch Geld und Kostbarkeiten mit Gewalt

zu nehmen, wenn man sie ihm nicht freiwillig ausliefern würde. Dazu hatte natürlich niemand Lust. Man kam überein, eine bestimmte Summe aufs Rathaus zu bringen, das Mögliche, was man in den schweren Kriegszeiten leisten konnte. In den Familien wurde der Besitz an Kostbarkeiten in sicheren Verstecken untergebracht, aber für die Besitzer schien es nun nicht sicher, in der Stadt zu bleiben; wer konnte wissen, ob nicht ihr Leben bedroht war? Nun war die Frage: wohin flüchten? Es war um die Zeit des Frühwinters. Das Städtchen, von dem ich erzähle, ist ganz in Weinbergen gebettet. Da kam die Urgroßmutter, die eine sehr energische Frau war, auf den Gedanken, zu sagen: „Geht doch in die Weinberge und wohnt da, bis die Franzosen abziehen; in dieser Jahreszeit sucht euch dort kein Mensch.“ — „In die Weinberge!“ das fand Beifall, und wirklich, einige der Herren, auch der Urgroßvater, machten sich in einer dunklen Nacht zur Stadt hinaus in ihre Weinberge, um dort für eine Zeit zu hausen. Nun war die Frage, wie sollte man Kunde von den Verbannten erhalten und wie die erfahren, wie es in der Stadt aussehe? Wieder fand die Urgroßmutter das Richtige; wann versagt der Rat einer klugen Frau? Sie besaß ein Wachtelhündchen, das hieß Charmanterl — ein besonders kluges Tier, auch für seine Rasse, der es an guten Eigenschaften nicht fehlt. Wenn nun die Urgroßmutter unter seinem zierlichen Halsband einen beschriebenen Pergamentstreifen befestigt hatte, so brauchte sie nur zu sagen: „Charmanterl, such den Herrn“, und das treue Tier machte sich alsbald auf den Weg und ging mit einer Miene, als führe es gar nichts Besonderes auf die Straße, zum Hause hinaus, schlen- derte durch die Gassen ganz ohne Eile, bis es das Freie erreicht hatte; dann wurde es immer vorsichtiger, wach geschickt den Menschen aus und ließ sich vor allem von niemand greifen. Unverdroffen legte es den weiten Weg zurück, bis es leise bellend vor der Tür des Herrenhauses im Weinberge des

Bezierbild.



Wo ist der Weidmann?

Urgroßvaters anlangte, wo ihm natürlich erfreut geöffnet wurde. Hatte es dann geruht und sich gestärkt, so lehrte es ebenso unbefangen mit einer Antwort in die Stadt zurück. Viele derartige Botengänge unternahm es; des öftern steckte ihm die Urgroßmutter unter das Halsband einige blanke kreuzförmige Dukaten, damit es dem Einsamen nicht an Geld fehle, wenn allenfalls die Franzosen doch sein Versteck ausundschafteten und eine weitere Flucht nötig wäre. Oft hatte es das treue Tier gar beschwerlich. Einige Male legte es den Weg bei dunkler Nacht zurück, um nicht den Franzosen in die Hände zu fallen, die eifrig spähten, ob sich nichts zeigte, was ihnen auf die Spur helfen könnte; denn es fiel ihnen auf, daß einige der Herren gerade jetzt in dieser unruhigen Zeit auf weiten Geschäftsreisen sein sollten, wie die darum befragten Frauen erzählten. Charmanterl war außerordentlich klug; er unterschied genau die französischen Uniformen; begegnete ihm je einmal ein Franzmann auf seinen Gängen, so duckte er sich oder ging feldem, um nur nicht angehalten zu werden. Einmal, als er gerade wieder Geld im Halsband trug, traf ihn ein Streifschuß aus einer Franzosenbüchse, der wohl nur im Übermut — absichtslos — auf das kleine Tier abgegeben sein mochte. Wie ein Held benahm sich Charmanterl bei dieser Gelegenheit; er gab keinen Laut von sich, er hatte noch dreiviertel des Weges etwa in den Weinberg zurückzulegen, da wandte er sich rückwärts und hielt nicht lange darnach blutend und leise winselnd vor der Tür der Urgroßmutter. Groß war deren Trauer und fürsorglich pflegte sie den kleinen Freund, der sie mit seinen treuen Augen wohl recht schmerzlich angesehen haben mag! Reimprecht aber, der Sohn der Urgroßmutter, fertigte um jene Zeit die Zeichnung Charmanterls, der übrigens, dank der sorgfältigen Pflege, wieder genas, an.

Als dann die Franzosen endlich abzogen, atmete alles erleichtert auf, wohl auch Charmanterl, der mit dabei war, als das Haus des Urgroßvaters sich zum Empfang seines Herrn festlich schmückte. „Denn nit hätt' ich können meinen Cheherrn mit aller Notdurft verzeihen, hätt' mir nit der Charmanterl alleweil Kunde bracht von dem, so ihm vonnöten war in dieser schweren Zeit.“ Also schreibt die Urgroßmutter im Schlußkapitel jener Zeit in ihrem Tagebuch. — Weder Charmanterl noch die Urgroßmutter haben sich träumen lassen, daß man hundert Jahre später noch des kleinen vierbeinigen Helden gedenke!

